

Liebe Freunde und Wohltäter!

Seit Monaten sind wir betroffen über die politische Lage im Osten. Unser eigenes Schicksal, das Schicksal der Vertreibung, hat wieder zugeschlagen: Mord, Vergewaltigung, Verschleppung und Plünderung. Es trifft die Yeziden und Christen im Irak. Bedrohlich entwickelt sich die Situation in der Ukraine, in Gaza herrscht kein Friede.

„Nur wer die Geschichte kennt, kann die Gegenwart verstehen und die Zukunft meistern!“ Darum ist unsere Arbeit so wichtig. Wir müssen Aufklärungsarbeit leisten, besonders die Jugend muss wahrheitsgemäß informiert werden, dass Vertreibung nie ein Mittel der Politik sein darf! Durch unsere Studienfahrten, Vorträge und Tage der offenen Tür erfahren wir immer wieder, dass hier großer Informationsbedarf besteht. Daher versuchen wir weiter, die Vertreibungsberichte der Priester von 1945/46, die in unserem Archiv im Original vorhanden sind, zu veröffentlichen. Die Schönhengster brachten zusammen mit Rudolf Grulich 2003 das Buch „Zeitzeugen der ethnischen Säuberung 1945/1946 – Katholische Priester berichten aus dem Schönhengstgau“ heraus. Das Kuhländchen hat die Vertreibungsberichte ins Internet gestellt siehe <http://www.kuhlaendchen.de/pages/publikationen-zum-thema/vereins-archiv.php>. Auch anderen Heimatkreisen stellen wir gerne das erforderliche Material zur Verfügung.

Damit wir diese Arbeiten weiterhin leisten können, sind wir auf Ihre Hilfe angewiesen und bitten Sie herzlich um Ihre finanzielle Unterstützung. Gleichzeitig möchten wir aber auch allen Spendern danken, denn Sie geben die Grundlage für unsere Arbeit. Vielen Dank!

Nun zu einer erfreulichen Mitteilung. Im August durften wir unserem ersten Vorsitzenden zu seinem 70. Geburtstag gratulieren. (Auf Seite 10 berichten wir.) Auch konnte er in diesem Jahr sein 35jähriges Priesterjubiläum feiern. Wir wünschen ihm alles Gute und Gottes Segen.

Dann haben wir ein Versprechen einzulösen: die Veröffentlichung des Vortrags von Prof. Grulich am diesjährigen Sudetendeutschen Tag in Augsburg. Die Arbeitsgemeinschaft Sudetendeutscher Erzieher hatte Prof. Grulich, den Leiter unseres Instituts, eingeladen, zum Thema „Unser kulturelles Erbe – Reichtum und Auftrag“ zu referieren. Lesen Sie den Vortrag auf den folgenden Seiten.

Nun möchte ich Ihnen allen eine gute Zeit wünschen und hoffe, dass Sie auch diese Mitteilungen mit Interesse und Gewinn lesen.

Ihre

Angelika Steinhauer

Unser kulturelles Erbe – Reichtum und Auftrag

Beim diesjährigen Sudetendeutschen Tag hatte die Arbeitsgemeinschaft Sudetendeutscher Erzieher Prof. Rudolf Grulich, den Leiter unseres Instituts, zu einem Vortrag eingeladen: „Unser kulturelles Erbe – Reichtum und Auftrag“. Auf vielfachen Wunsch bringen wir den Text des Vortrages, der auch im Druck in der Zeitschrift der Sudetendeutschen Erzieher erscheint.

Die Verleihung der sudetendeutschen Kulturpreise am Vorabend des Sudetendeutschen Tages im Goldenen Saal des reichsstädtischen Rathauses in Augsburg hat mit den sieben Preisträgern wieder gezeigt, welch reiches kulturelles Erbe auch heute die sudetendeutsche Volksgruppe auszeichnet. Das gilt für den Großen Kulturpreis ebenso wie für die Preise für Wissenschaft, Musik, darstellende und ausübende Kunst, Literatur, bildende Kunst und Architektur sowie für den Volkstumspreis.

Die sudetendeutschen Kulturpreise wurden 2014 zum 60. Male verliehen. Zum 20-jährigen Jubiläum hatte Viktor Aschenbrenner eine Dokumentation herausgegeben: „Fruchtbares Erbe. 20 Jahre Sudetendeutscher Kulturpreis.“

In jenen Jahren erschienen auch acht Bände eines umfangreichen „Sudetendeutschen Kultur Almanachs“, den Josef Heinrich redigierte. Viktor Aschenbrenner, langjähriger Kulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft und Schriftleiter der Vierteljahresschrift „Sudetenland“, schrieb 1975: „Fast alle schöpferischen Kräfte, die aus den Sudetenländern stammen, sind als österreichische oder allenfalls böhmische ins Bewusstsein gedrungen.“ Und er zitierte eine westdeutsche Zeitung, die anlässlich der Verleihung des Großen Kulturpreises an Alfred Kubin berichtete: „Kubin bekenne sich tatsächlich zur sudetendeutschen Volksgruppe, aber nicht die Sudetendeutschen hätten Kubin ausgezeichnet, sondern etwas vom Glanze Kubins falle damit auch auf die Sudetendeutschen.“

Die Problematik des sudetendeutschen Kulturlebens fasst Aschenbrenner so zusammen, wobei ich den ersten Satz wiederhole: „Erstens: Fast alle schöpferischen Kräfte, die aus den Sudetenländern kamen, sind als österreichische oder allenfalls böhmische ins Bewusstsein gedrungen.

Zweitens: Man hat eine bestimmte Vorstellung von den ‚Sudetendeutschen‘, in die z. B. Kubin nicht hinein zu passen scheint. Das Image, wie man sagt, ist weitgehend von der Rundfunkpropaganda 1938 geprägt worden, es lässt die Sudetendeutschen als nationale,

kämpferische, bestenfalls biedere Kleinbürger erscheinen, deren künstlerische oder geistige Fähigkeiten im Mittelmaß begrenzt bleiben.

Drittens: Die sudetendeutsche, etwa 800 Jahre umfassende Geschichte mit ihren kulturellen Leistungen ist unzulänglich bekannt und nicht ins gesamtdeutsche Bewusstsein aufgenommen worden.“ Sie kennen alle den Begriff „böhmische Dörfer“. Wissen Sie, wie man diesen Ausdruck im Tschechischen übersetzt? Die Tschechen sprechen von „spanischen Dörfern“. Das kommt uns sicher spanisch vor!

Wenn schon die böhmischen Dörfer bei uns als Sinnbild für etwas Unbekanntes gelten, so gilt das noch mehr für Mähren, dieses alte Kronland, das bis 1866 zum Deutschen Bund gehörte. Anlässlich einer Ausstellung „Mähren in alten Ansichten“ des Adalbert-Stifter-Vereines schrieb Johanna von Herzogenberg im Vorwort des Ausstellungskatalogs: „Mähren – was ist das? Mähren – wo ist das? Eine der ältesten mitteleuropäischen Kulturlandschaften, die bis in unsere Tage ihr Eigenleben, ihre Besonderheiten bewahrt hat, droht in Vergessenheit zu geraten.“ Es scheint tatsächlich so, als ob Mähren und seine Bewohner heute jenseits des Atlantischen Ozeans bekannter sind als bei uns, denn in den USA und in Südafrika, auf den Karibischen Inseln und in Mittelamerika gibt es noch immer jene evangelische Glaubensgemeinschaft, die sich im englischen Sprachraum „Moravian Church“, „iglesia morava“ im spanischsprachigen Mittelamerika nennt, eine kleine Gemeinschaft, die in 23 Ländern auf fünf Kontinenten die Lehre und Botschaft Christi verkündet und in Mähren ihren Ausgang nahm: die Unitas Fratrum oder Brüderunität. 1972 feierte sie ihr 250-jähriges Bestehen, seit 1722 am 17. Juni ein einfacher mährischer Zimmermann namens Christian David den ersten Baum zur Anlage der Siedlung Herrnhut in Sachsen fällte, um hier für die aus Mähren geflüchteten und vertriebenen Protestanten eine neue Heimat auf den Gütern des Grafen Zinzendorf aufzubauen.

Was Viktor Aschenbrenner und Johanna von Herzogenberg vor Jahrzehnten schrieben, gilt auch heute, und zwar heute mehr als damals, trotz des Falls des Eisernen Vorhangs und der Wiedervereinigung des seit der Konferenz von Jalta geteilten Europas, auch ein Jahrzehnt nach der Aufnahme der Tschechischen Republik in die Europäische Union.

Ich kann auch konkret werden und Sie fragen: Wissen Sie, woher die Kamelienblüte ihren Namen hat? Oder auch die Kameliendame?

Nach einem Brünner Georg Kamel, der als Jesuitenbruder in Manila die erste Apotheke auf den Philippinen gründete, einer der größten Naturforscher seiner Zeit war und mit englischen und holländischen Wissenschaftlern korrespondierte. Ihm zu Ehren nannte der schwedische Forscher Carl von Linné bei seiner Einteilung der Pflanzengat-

tungen diese Blüte *Camelia japonica*. Kamel starb 1706 in Manila, weshalb es zum 300. Todestag in Brünn Vorträge und Tagungen, eine Ausstellung und eine internationale wissenschaftliche Konferenz gab. Seine sudetendeutschen Landsleute haben ihn vergessen.

Bleiben wir beim deutschen Brünn und den deutschen Dörfern der Brüner Sprachinsel: Sie alle sind bereits oft geflogen. Wie misst man die Überschallgeschwindigkeit beim Fliegen? Diese Maßeinheit ist Mach, ebenfalls benannt nach einem Sudetendeutschen aus der Gegend von Brünn, dem Physiker, Psychologen und Philosophen Ernst Mach aus Turas, dessen 175. Geburtstag wir im Vorjahr kaum gedachten.

Im Mittelalter, vor allem in der Zeit Kaiser Karls IV., war das Königreich Böhmen das reichste Land Europas. Es hatte Gold, Silber und andere Bodenschätze, eine blühende Landwirtschaft einschließlich des Weinbaus, wie der Name des Prager Stadtteils *Weinberge* noch bezeugt. Aber eines fehlte dem Land! Das Salz! Es musste auf dem Goldenen Steig über den Böhmerwald eingeführt werden.

Auch heute sind wir eine kulturell sehr reiche Volksgruppe, aber es fehlt uns das Salz! Der Reichtum an großen Frauen und Männern als Kulturschaffende auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kultur, auf dem Felde der Literatur, Musik, Kunst, Technik und Philosophie, der Soziologie, Psychologie und auch der Politik wird von anderen beansprucht. Die erste Frau als Friedensnobelpreisträgerin, Bertha von Suttner aus Prag, finden wir auf österreichischen Briefmarken, Schillingscheinen und Euromünzen. Anderen Pragern geht es ebenso: Auf ausländischen Postwertzeichen sind Franz Kafka, Hans Kelsen oder Egon Erwin Kisch abgebildet, auch Franz Werfel, dem sogar die Republik Armenien eine Sonderbriefmarke widmete. Briefmarken der Deutschen Bundespost würdigten den Maler Georg Flegel, weil er in Frankfurt starb, aber nicht als Mährer aus Olmütz, was auch von Adolf Hölzel gesagt werden muss, der als Direktor der Stuttgarter Kunstakademie bekannt ist und ebenfalls Olmützer war.

Natürlich erhebt sich dabei die Frage: Wer ist ein Sudetendeutscher? Muss er im Sudetenland geboren sein oder dort aufgewachsen oder dort gestorben? Franz Schubert ist in Wien geboren, aber beide Eltern stammen aus dem Sudetenland, aus Mähren und Sudetenschlesien.

Das Egerländer Biographische Lexikon von Josef Weimann bringt Fakten über den Schriftsteller Bruno Brehm, der in Laibach geboren ist, oder über den in Budapest geborenen Erwin Guido Kolbenheyer. Wir finden im selben Werk den Astronomen Karl Ludwig von Littrow, der in Kasan an der Wolga das Licht der Welt erblickte, wo sein aus Bischofteinitz stammender Vater Joseph Johann die Sternwarte betreute.

In diesem Jahr begehen wir die 300-Jahrfeier der Geburt von Christoph Willibald Gluck, der deshalb heuer auf Opern, Bühnen und anderen Spielorten buchstäblich in der ganzen Welt gefeiert wird. Die Internationalen Gluck Opernfestspiele finden vom 14. bis 27. Juli in Nürnberg, Fürth, Erlangen, Coburg, Berching und Freystadt statt.

Die Internationale Gluck-Gesellschaft Wien-Berching veranstaltet mit der Gluck-Forschungsstelle Salzburg und der Universität Bayreuth eine internationale Tagung vom 18. bis 20. Juli im Marmorsaal der Nürnberger Akademie. Ein Programmheft „Internationale Gluck Opernfestspiele 2014 REFORM und REVISION“ zeigt auf 164 Seiten reich illustriert auf, was dieser Reformers der Oper für die Musikgeschichte bedeutete. „Menschen aus Amerika, Bulgarien, China, Deutschland, England, Frankreich, Israel, Italien, Korea, Österreich, Polen, Rumänien und Russland treffen in der Metropolregion Nürnberg zusammen.“ Sie „arbeiten gemeinsam an der Verwirklichung jenes Zieles, das sich Christoph Willibald Gluck gesetzt hat – Menschen zu berühren, zu bewegen, zu begeistern“. Über diese Festspiele in Nürnberg und Umgebung hinaus werden Opern und andere Werke von Gluck 2014 in Warschau, Moskau, Budapest, Salzburg, Wien, Madrid, Brüssel, Göteborg, Paris, Manchester, Lecce, ja in Hongkong aufgeführt, ganz zu schweigen von Aufführungen in Hildesheim, Ulm, Lübeck, Cottbus, Flensburg, Stuttgart, Trier, Berlin, Plankstetten, Freystadt und Berching. Sie werden sich über die letzten drei kleinen Orte in der Oberpfalz wundern. Weshalb auch dort Feiern für den großen Gluck? Er wurde 1714 in Erasbach geboren, das heute nach Berching eingemeindet ist. Der Vater war ein böhmischer Förster, denn es gab bekanntlich verschiedene böhmische Besitzungen in der Oberpfalz, angefangen von Neuböhmen unter Kaiser Karl IV. bis zum Fürstentum der Lobkowitz in Neustadt an der Waldnaab, das erst Anfang des 19. Jahrhunderts an Bayern kam. Glucks Großvater Hans Adam war ein halbes Jahrhundert fürstlich-lobkowitzischer Hofjäger, sein Vater hatte eine Jägerstelle in Erasbach. Die Familie übersiedelte dann nach Reichstadt, später war der Vater Forstmeister in Eisenberg bei Komotau, wo Gluck das Jesuitengymnasium besuchte, ehe er das Elternhaus verließ, weil der Vater kein Verständnis für das musikalische Talent seines Sohnes hatte. Prag und Wien, Mailand und London, dann Hamburg, Dresden, Kopenhagen, Prag, Neapel und Rom sind weitere Lebensstationen dieses Großen der Musik, ehe er Wohnsitz in Wien nahm. Gluck konzertierte mit Georg Friedrich Händel in London, wurde vom Papst geehrt mit dem Ritterkreuz vom Goldenen Sporn und war bei Maria Theresia Hofkapellmeister. Er reformierte die Oper durch Entrümpelung der italienischen Oper und wurde zum Schöpfer einer neuen deutschen Musik.

Als er 1787 in Wien starb, hinterließ er 50 Opern, mehrere Pasticci, Ballette und Instrumentalwerke, aber auch Kantaten, geistliche Musik, Lieder und Arien.

Ich stelle die bange Frage: Was wird unsere Volksgruppe tun, um an ihn als unseren Landsmann zu erinnern?

Es ist höchste Zeit, sich unseres reichen kulturellen Erbe wieder zu erinnern und es wachzuhalten: Das gilt auf allen Gebieten der Kultur, in der Musik ebenso wie in der Literatur, in der bildenden Kunst, Wissenschaft und auf allen Gebieten der Entdeckungen.

Alexander von Humboldt reiste mit einer Landkarte durch Südamerika, die der Trautenauer Jesuitenmissionar Samuel Fritz erstellt hatte und die in Madrid gedruckt worden war. Zur gleichen Zeit wie Humboldt forschte bereits über ein Jahrzehnt auch Thaddäus Haenke aus dem böhmischen Kreibitz in Lateinamerika, dessen Verdienste um Südamerika viel zu wenig bekannt sind, obwohl er damals vieles entdeckte und bewirkte: Als Initiator der Pockenschutzimpfung senkte er die Todesrate, er begründete die Natronsalpeterindustrie in Chile und wurde dadurch zum wichtigsten Förderer des wirtschaftlichen Aufschwungs der späteren Länder Chile und Bolivien. Seinen Namen tragen mehrere Pflanzen in den Alpen, aber auch die Insel Haenke Island vor Alaska.

Von Chile bis Alaska können wir bedeutende Sudetendeutsche in fast allen Staaten des Doppelkontinents nennen: In Argentinien den Pilsener Johann Kraus als Baumeister der Jesuitenkirche in Buenos Aires und Cordoba; in Paraguay den Olmützer Johann Neumann als Pionier der Buchdruckerkunst; in Peru den Prager Johannes Röhr, der nach einem Erdbeben die Kathedrale in Lima und das große Gebäude aufbaute, in dem heute in der peruanischen Hauptstadt das Panteon Nacional und das Istituto Pedagogico untergebracht sind; in Brasilien den Olmützer Astronomen Valentin Stansel; in Mexiko die beiden Iglauer Jesuiten Johann Steinhöfer und Mathias Steffel. Steinhöfers 1712 in Mexiko erschienenes *Florilegio Medicinal* als erstes medizinisches Handbuch Lateinamerika wurde oft aufgelegt, Steffels Wörterbuch der Tarahumara-Sprache erschien 1810 in Nürnberg.

Ein Heiliger aus dem Böhmerwald, Johann Nepomuk Neumann aus Prachatitz ist als Bischof von Philadelphia *die* große Gestalt des nordamerikanischen Katholizismus im 19. Jahrhundert. Angehörige der Herrnhuter Brüdergemeine bekehrten im Gebiet der Vereinigten Staaten schon ein Jahrhundert vorher Indianer vom Stamm der Irokesen und Delawaren. Da die Herrnhuter im englischen Sprachraum bis heute als Moravian Church bekannt sind, sprach man auch von *Mährischen Indianern*.

Herrnhuter missionierten außerdem die Eskimos in Grönland und in Labrador. Wenn wir in der Arktis bleiben, wundern wir uns sicher

über den Namen Franz-Josef-Land, eine russische Inselgruppe, die auch in russischer Sprache bis heute den Namen des Kaisers in Wien trägt: Zemlja Frantsa-Jossifa.

Ein Blick auf eine Spezial-Landkarte dieses Gebietes überrascht noch mehr: Wir finden dort unter anderem eine Prinz-Rudolf-Insel und eine Insel Wilczek-Land, ein Kap Brünn und eine Teplitz-Bai. Warum? Aus Teplitz stammte der Entdecker von Franz-Josef-Land, Julius Payer, der Leiter der österreichisch-ungarischen Nordpol-expedition. Sponsor des Unternehmens war der sudetendeutsche Graf Wilczek, unter den Schiffsoffizieren waren auch andere Sudetendeutsche wie Eduard Orel aus Neutitschein.

Solche heute in Deutschland vergessene, aber einst bekannte Namen könnten wir für alle Kontinente nennen, denn in Afrika wies der Rumburger Glashändler Ignaz Palme als erster den Weg zu den Nilquellen und war dadurch auch Auslöser der katholischen Mission in Schwarzafrika. Im Himalaja erforschte, kartographierte und starb der Mährer Ferdinand Stoliczka bis dahin unbekanntes Gebiet. Sein Grab hat noch Sven Hedin bei seinen Forschungsreisen besucht und beschrieben. In Peking waren böhmische und mährische Jesuiten als Hofastronomen und kaiserliche Hofmaler tätig wie Johann Walter aus Bilin oder Ignaz Sichelbarth aus Neudek. Welche Aufgaben hier noch auf die sudetendeutschen Erzieher und Kulturschaffenden warten, brauche ich nicht eigens zu betonen.

Bei der Beschäftigung mit diesen Leistungen der Vergangenheit stoßen wir immer wieder auf den hohen Anteil von Juden in den böhmischen Ländern, die Deutsche mosaischen Glaubens waren, nicht Nationaljuden. Ihr Anteil an der Prager Literatur ist bekannt, wenn auch nicht im ganzen Ausmaß. Als Beispiel führe ich die 2. Auflage des von Andreas B. Kilcher herausgegebenen *Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur* an, auf dessen 576 Seiten wir folgende Autoren finden: Friedrich Adler (Amschelberg), H. G. Adler (Prag), Paul Adler (Prag), Oskar Bauer (Pilsen), Fritz Beer (Brünn), Max Brod (Prag), Jakob Julius David (Mährisch Weißkirchen), Adolph Donath (Kremsier), Berthold Feiweil (Pohrlitz), Ludwig August Frankl (Chrast). Rudolf Fuchs (Podebrad), Louis Fürnberg (Iglau), Hermann Grab (Prag), Willy Haas (Prag), Moritz Hartmann (Duschik), Auguste Hauschner (Prag), Camill Hoffmann (Kolín), Franz Janowitz (Podebrad), Oskar Jellinek (Brünn), Franz Kafka (Prag), Siegfried Kapper (Prag), E. E. Kisch (Prag), Salomon Kohn (Prag), Karl Kraus (Gitschin), Eduard Kulke (Nikolsburg), Fritz Mauthner (Horice), Hans Natonnek (Prag). Leo Perutz (Prag), Otto Pick (Prag), Alexander Roda (Drnowitz), Hugo Salus (Böhmisch Leipa), Walter Serner (Karlsbad), Ernst Sommer (Iglau), Hugo Sonnenschein (Kyjov), Franz B. Steiner (Prag), Herman Ungar (Boskowitz), Franz Weiskopf (Prag), Ernst Weiss (Brünn),

Franz Werfel (Prag), Ludwig Winder (Schaffa), Franz Wurm (Prag), Hugo Zuckermann (Eger) und Max Zweig (Proßnitz).

Wie wenig erschöpfend und umfassend solche Standardwerke sind, sehen wir aus der erst im Jahre 2012 erschienenen alphabetischen Anthologie „Ist es Freude, ist es Schmerz. Jüdische Wurzeln – deutsche Gedichte“, die Herbert Schmidt mit Biographien und Bibliographien herausgab. Hier finden wir über Kilchers Lexikon hinaus noch die Autoren: Otto Abeles (Rohatetz), Else Bergmann (Prag), Netti Boleslav (Jung-Bunzlau), Marcel Ferber (Mährisch Ostrau), Ernst Feigl (Prag), Max Fleischer (Komotau), Ludwig August Ritter von Frankl-Hochwarth (Chrast), Fritz Grünbaum (Brünn), Josef Hahn (Bergreichenstein), Ilse Esther Hoffe (Troppau), Georg Kafka (Teplitz), Kurt Kapper (Prag), Peter Kein (Warndorf), Alma Johanna König (Prag), Ernst Lothar (Brünn), Oskar Neumann (Brünn), Emil Spiegel (Prag), Carl Stern (Troppau), Gertrude Urzidil (Goltsch Jenikau), Ilse Weber (Witkowitz) und Arthur Zanker (Oderberg).

Für das Deutschtum dieser Juden möchte ich nur die Aussage von Else Bergmann, der Frau des Gründers und Präsidenten der Hebräischen Universität in Jerusalem Hugo Bergmann, anführen, dass „an unserem Deutschtum kein Zweifel besteht“. Sie war die Tochter von Berta Fanta, in deren Prager Salon am Altstädter Ring Persönlichkeiten wie Max Brod und Franz Kafka aus- und gingen, aber auch Albert Einstein während seiner Zeit als Professor in Prag. Auch das „Österreichische Reiterlied“ des bereits 1914 gefallenen jüdischen Offiziers Hugo Zuckermann aus Eger spricht dafür, das Franz Lehar vertonte. Apropos Lehar! Ihm wurde von Musikwissenschaftlern als bedeutendster und erfolgreicher Operettenkomponist der Mährer Leo Fall zur Seite gestellt, der durch Werke wie „Der fidele Bauer“, „Die Dollarprinzessin“, „Die Kaiserin“ oder „Die Rose von Stambul“ bekannt ist. Aber wer kennt den Vater Moritz Fall aus Holleschau und seine Werke, wer die musikalischen Werke von Leos Brüdern Siegfried und Richard, die beide Opfer des nationalsozialistischen Judenmordes wurden?

Beim festlichen Abend im Goldenen Saal hörten wir jedes Jahr vom Orchester auch Melodien von Komponisten der Mannheimer Schule, deren große Vertreter wie F. X. Richter und Wenzel Stamitz unsere Landsleute sind. Im Markgrafentum Baden jener Zeit wirkten aber nicht nur bekannte Musiker aus den böhmischen Ländern, sondern schufen auch die Brüder Rohrer noch heute bewunderte Bauten wie den Schlossbau in Rastatt und das Lustschloss Favorite, die Schlosskirche und den Bruchsaler Schlossbau. Das war möglich, weil die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta aus Schlackenwerth nach Baden geheiratet hatte und ihr böhmisches Vermögen den Wiederaufbau des durch die Raubzüge der Franzosen verwüsteten Landes

ermöglichte. Johann Michael Ludwig Rohrer war seit 1707 Hofbau-
meister. Er stammte aus Tissau Bezirk Tepl. Nach seinem Tode 1732
führte sein Bruder Johann Peter Ernst sein Wirken fort und schuf die
Fassade der Martinskirche in Ettlingen und die Kirchen in Bietigheim
und Rusalental.

Ich musste bereits darauf hinweisen, dass die Dauer eines Vortrags
nur auf die Fülle vorliegender Fakten und auf die uns gestellten Auf-
gaben hinweisen kann. Voll Trauer denke ich daran, wie bei Jubiläen
großer Sudetendeutscher in verschiedenen Ländern dieser Männer
und Frauen gedacht wurde wie z. B. beim 150. Todestag des Erfinders
der Schiffsschraube, Josef Ressel. Ich kenne Resselstraßen in Triest,
Koper, Rijeka und Laibach. 1857 gab es Ausstellungen über ihn in Slo-
wenien, Kroatien und Italien, auch in der Tschechischen Republik,
wo seine Geburtsstadt Chrudim liegt. Was haben wir getan oder nicht
getan?

Um der Welt zu zeigen, was wir „Europa und der Menschheit“
geben konnten, sollten wir uns ein Beispiel an unseren ehemaligen
tschechischen böhmisch-mährisch-schlesischen Landsleuten neh-
men. Unter dem Titel „Co dály naše země Europě a lidstvu?“ (Was
gaben unsere Länder Europa und der Menschheit?) erschien 1940,
also in der Zeit des Protektorats, in tschechischer Sprache ein Pracht-
band von einem Buch in zweiter Auflage. Voller Stolz stellten damals
tschechische Fachleute im Großformat auf 430 Seiten mit zahlreichen
Illustrationen die Leistungen der böhmischen Länder dar. Sie wissen
alle, dass im Tschechischen das Wort „český“ böhmisch und tsche-
chisch bedeutet. Obwohl 1940 das Protektorat nur die tschechischen
Teile Böhmens und Mährens umfasste, spricht das Buch von „unseren
Ländern“ und nennt der Herausgeber Vilém Mathesius in seiner Ein-
leitung die Stärkung des tschechischen Selbstbewusstseins als Ziel
der Edition. Auch eindeutig deutsche Leistungen wie die Werke deut-
scher Männer und Frauen werden dabei als Beitrag „unserer Länder“
hervorgehoben, wie die Hinweise auf den Augustiner Gregor J. Men-
del oder Beispiele Prager Barockbaumeister oder Jesuitenmissionare
des Barock zeigen, auch Beiträge wie „Der Einfluss der kaiserlichen
Kanzlei Karls IV. auf die deutsche Schriftkultur“.

Die Sprache dieser Kanzlei hat das Frühneuhochdeutsche geschaf-
fen, dessen erstes großes Werk der „Ackermann aus Böhmen“ ist. Sein
Autor Johannes von Tepl, auch Johannes von Saaz genannt, starb vor
600 Jahren 1414. Er und Hunderte anderer Kulturschaffender aus
unserer Heimat sollten uns daran erinnern, den Reichtum unseres
kulturellen Erbes als Auftrag und als verpflichtende Aufgabe wahrzu-
nehmen.

Rudolf Grulich

Pfr. Dr. Wolfgang Stingl 70 Jahre

Vergebens warteten die Vertreter auf die biologische Lösung: Man hoffte, die von ihnen Vertriebenen stürben aus und damit löse sich das Problem! Das Problem besteht aber bis heute nicht so sehr in Rückkehr und Wiedergutmachung, sondern in der Aufarbeitung des Unrechts, das damals geschah. Bei der ersten Vertriebenenwallfahrt 1946 im hessischen Dieburg hätte niemand geglaubt, dass auch mehr als 60 Jahre danach, also im 21. Jahrhundert und im 3. Jahrtausend sich noch Heimatvertriebene bei Wallfahrten versammeln würden. Ebenso wenig hätte 1950 beim ersten



Sudetendeutschen Tag in Kempten auch der kühnste Optimist es für möglich gehalten, dass es Sudetendeutsche Tage 2012 in Nürnberg und 2014 in Augsburg geben werde. Dass dies möglich ist, verdanken die Heimatvertriebenen, und in Hessen die Sudetendeutschen auch ihre Treue gegenüber der alten Heimat und ihrer Kirche, vor allem aber auch der Tatsache, dass die Nachgeborenen in ihre Fußstapfen traten. Dies tat auch Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl. Als ihn nach dem Tode von Prälat Dr. Karl Reiß sein Mainzer Bischof zum Diözesanvertriebenenseelsorger ernannte, stellte sich der neue Seelsorger so vor:

„Geboren am 4. August 1944 in Eger, getauft in St. Niklas, durch die Vertreibung nach Nidda gekommen und dort aufgewachsen in der oberhessischen Diaspora. Ich habe dann die Mittelschule besucht, habe einen Lehrabschluss bei der Stadtverwaltung hinter mich gebracht, bin dann zum Studium (Sozialarbeit) nach Frankfurt und München (Heilpädagogik) gegangen, habe dann noch ein Lehrstudium absolviert (Sonderschule L und V) und bin schließlich im Priesterseminar in Mainz gelandet. Geweiht wurde ich 1979, als Kaplan kam ich nach Rüsselsheim, Offenbach, Bürstadt und Hausen. Danach kam die Frage, ob ich die Gefängnisseelsorge in Butzbach übernehmen wolle. Da habe ich mehrmals schlucken müssen und schließlich ja gesagt. Mein priesterliches Wirken bestand aus diesen beiden Tei-

len: Seelsorge im Gefängnis und Seelsorge als Diözesanvertriebenen-seelsorger.“

Nach dem Ausscheiden aus der Gefängnisseelsorge kam die Aufgabe eines Seelsorgers für die Gehörlosen dazu. Stingl hat nicht nur die Vertriebenenwallfahrten im Bistum Mainz weitergeführt, sondern sogar verstärkt und vermehrt. Dies ist besonders hervorzuheben, denn in manchen Diözesen gingen die Wallfahrten zurück oder beschränkten sich auf eine Veranstaltung im Jahr.

Dabei sind die Voraussetzungen im Bistum Mainz eher schlecht: Es gibt keinen großen zentralen Wallfahrtsort wie Altötting, Walldürn, Vierzehnheiligen oder Werl. So ist es umso erstaunlicher, dass im Bistum Mainz von den Vertriebenen so zahlreich zu den kleinen Pilgerstätten gewallfahrtet wird, nach Dieburg sogar zweimal im Jahr. Auch die Vertriebenenwallfahrten nach Lourdes sind erst durch Pfarrer Stingl ins Leben gerufen worden.

Wie sehr er als Kind die verlorene Heimat liebte, zeigt seine Mitgliedschaft im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Königstein, zu dessen Vorsitzenden er 2004 gewählt wurde. Als das Bistum Limburg die Königsteiner Anstalten als „Vaterhaus der Vertriebenen“ buchstäblich liquidierte und „abwickelte“, organisierte Stingl die Übersiedlung des Instituts nach Nidda, das sich dort zu einer „sudetendeutsche Oase in Oberhessen“ entwickelte.

Aber Stingl ist nicht nur bewusster Egerländer und Priester der Diözese Mainz: Wie viele Heimatvertriebene liebt er auch seine neue Heimat Nidda, über deren untergegangene Judengemeinde er promovierte und für die er ein Jüdisches Museum gründete. So passte auch die neue von ihm und Rudolf Grulich ins Leben gerufene Buchreihe „Kirche und Heimat“ in sein Arbeitsfeld und die regelmäßigen Tage der offenen Tür in Nidda.

Die Hausnerstiftung hat seine Tätigkeit 2013 mit der Hausnermedaille gewürdigt. Wir wünschen dem Jubilar noch langes Schaffen für Kirche und Volksgruppe.

Adolf Hampel

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

Die Judengemeinde in Ronsperg

Mein Heimatstädtchen Ronsperg liegt einige Kilometer nördlich der Further Senke. Auf den Ansichtskarten stand „Ronsperg im Böhmerwald“. Zum ersten Mal erwähnt wurde der Ort als „Pobiezowicz“ im Jahr 1359, 1424 wurde es zur Stadt (oppidum) erhoben. Mit Urkunde vom 27. Dezember 1502 erhielt es vom damaligen Besitzer Dobrohost von Ramsperg den Namen seines Geschlechts „Ramsperg“, das dann zu Ronsperg wurde. Zunächst tschechisch besiedelt, bekam die Stadt allmählich bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges eine deutsche Mehrheit. Über die Einwohnerzahl in dieser Zeit gibt es keine Unterlagen, 1713 hatte der Ort mit Vorstädten 507 Seelen.

Die jüdische Siedlung in Ronsperg reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Um 1600 sollen bereits 30 jüdische Familien hier ansässig gewesen sein. Namentlich bekannt ist ein Semel Mayer, der 1654 von Ronsperg nach Muttersdorf gezogen ist.

In ihrer Glanzzeit zählte die jüdische Gemeinde in Ronsperg etwa 240 Seelen. Im Theresianischen Kataster (1756) werden 14 Familien angeführt. Johann Gottfried Sommer berichtet in seinem Werk „Das Königreich Böhmen. Statistisch-topographisch dargestellt“ 1839 von 30 Familien mit 212 Personen. 1893 war die Seelenzahl auf 130 gesunken, 1938 hatte Ronsperg nur mehr etwa 50 jüdische Mitbürger.

Wie früher üblich, wohnten auch in unserer Stadt die Juden in einer eigenen Straße. Trotz des offiziellen Namens Bahnhofstraße hieß sie bis zuletzt im Volksmund „Judengasse“. In früherer Zeit wurde diese Straße sogar durch zwei Ketten abgesperrt, beim alten Rathaus und beim Kohlen-Füßl. Von Samstag früh bis Montag früh durfte kein Jude das Ghetto verlassen. Besonders war es den Juden bei strenger Strafe verboten, an Sonn- und Feiertagen den Kirchplatz zu betreten.

Wegen des besonderen Rechtsverhältnisses zum Stadtherrn erhielten bei der Numerierung der Gebäude im Jahre 1770 die jüdischen Häuser römische Ziffern. Es gab in Ronsperg elf. Diese Nummern blieben bis 1927. Die Häuser waren vielfach noch geteilt, so dass in ihnen, wenn auch in beengten Verhältnissen, mehrere Familien wohnten. Erst nach der Gleichstellung mit den christlichen Bürgern durch das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. vom Jahre 1781 konnten die Juden auch außerhalb der „Judengasse“ Besitz erwerben und wohnen.

Die Synagoge

Nach Karl Liebscher (Der politische Amtsbezirk Bischofteinitz 1891) soll der erste Betraum außerhalb der Judengasse gewesen sein. Im Jahre 1663 beschwerte sich der Erzdechant von Bischofteinitz darüber, dass die Juden im benachbarten Muttersdorf heimlich eine Sy-



Die Synagoge

nagoge bauten. Er erwähnte dabei, dass sie ja in Ronsperg bereits eine solche auf herrschaftlichem Grunde besäßen. Bekannt ist auch, dass einmal in der Dachkammer des Hauses, das später im Besitz von Otto Mandler war, ein Betraum gewesen ist. Die uns noch bekannte Synagoge wurde erst 1816 errichtet. Sie hatte Ähnlichkeit mit der Prager „Altneusynagoge“.

Erbaut wurde sie an der Südseite der Judengasse. Sie hatte einen gewölbten Saal mit einer Höhe von 8,4 m mit traditioneller Anlage, in der Mitte ein achteckiges Pult, und eine Galerie für Frauen, im Souterrain war eine Wohnung, eine Matzenbäckerei und ein gewölbtes Ritualbad (Mikwe) aus dem 18. Jahrhundert. Dieses Bad war, ausgehend von einer Legende, bis zur Beschlagnahme durch die Nazis eine Wallfahrtsstätte für Teile des Chassidismus aus Osteuropa und Übersee. Deshalb entstand in der Nachbarschaft der Synagoge ein Hotel für die jüdischen Pilger.

In der Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts legte man bei Restaurierungsarbeiten die alte Mikwe frei und fand in ihr einen großen runden Stein mit einer hebräischen Inschrift. Diese besagt – was allerdings dokumentarisch nicht erwiesen ist –, dass hier im Jahre 1744 der Gelehrte Baal Schem, der Begründer der Erneuerungsbewegung des Chassidismus in Polen und in der Ukraine, gebadet habe. Dem Wasser der Mikwe schrieb man heilende Kräfte zu, vor allem bei Unfruchtbarkeit. Aus diesem Grunde sind zahlreiche Frauen von weither, bis aus Palästina, nach Ronsperg gekommen, um hier zu baden.

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen im Oktober 1938 verließen viele jüdische Mitbürger Ronsperg. In der sog. „Reichskristallnacht“ (9. November 1938) wurden die wenigen, die geblieben waren, verhaftet und nach Stankau abgeschoben.

In der Synagoge hat man feuchtes Heu angezündet, das zwar Rauch entwickelte, aber nicht brannte. Danach wurde die Synagoge

beschlagnahmt und bald darauf abgebrochen. Die Synagoge und die Rabbinerwohnung brach man später ab, das Grundstück wurde mit einem Bretterzaun abgeschlossen. Erhalten blieb nur das benachbarte einstöckige Hotel für Pilger, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dieses zu einem holzverarbeitenden Betrieb umgebaut.

Die Kultusgemeinde

Zur Israelitischen Kultusgemeinde Ronsperg gehörten auch Metzling und Wassersuppen-Haselbach. Diese Orte hatten eine gemeinsame Chewra-Kadischa, d. h. eine „heilige Vereinigung“. Zu den wichtigsten Tätigkeiten der Mitglieder gehören der Krankenbesuch und das Gebet am Lager des Sterbenden. Sie sorgen dafür, dass der Sterbende möglichst von zehn Glaubensgenossen umgeben ist, die ihm beim Sterben das Glaubensbekenntnis vorsprechen. Viele Jahre war Abraham Langschur (1841-1924) Vorsitzender der Kehilla (Israelitische Gemeinde) und mehr als 40 Jahre lang Vorsteher der Chewra-Kadischa.

Ida Friederike Coudenhove-Kalergi schrieb mir in einem Brief, dass ihr Vater Graf Heinrich von Abraham Langschur einen besonderen Segen erhalten habe. Das lässt vermuten, dass dieser ein Kohen, ein Nachkomme des ersten Priesters Aaron, des Bruders von Moses, vom Stamme Levi war. Nur dieser kann den priesterlichen Segen erteilen.

Letzter Vorsteher der Kultusgemeinde war Siegmund Mandler, Inhaber einer Spatmühle, der letzte Rabbiner war Alexander Güns.

Berufliche Tätigkeiten

Bekanntlich haben sich die Juden, da sie weder in Zünfte aufgenommen werden konnten noch Grund und Boden erwerben durften, dem Handel gewidmet. In der Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir in Ronsperg unter den Juden neben einem Fleischer und einem Krämer vor allem Fell-, Tuch-, Woll-, Federn- und Leinwandhändler. Bis zuletzt waren sie in erster Linie Geschäftsleute.

In den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben jüdische Mitbürger eine große Rolle gespielt: Da war Siegmund Mandler mit seinem 1897 gegründeten Feldspat- und Quarzwerk („Pucher“), ihm folgte Sohn Franz. Am Oberen Ringplatz war der Laden von Abraham Langschur, später Julius Rauscher, am Unteren Ringplatz die Geschäfte von Rudolf Lederer und Moritz Weishut. Lederer Karl und Weishut Ernst, damals etwa zwanzigjährig, haben wir als Buben wegen ihrer „Jawa“-Motorräder besonders bewundert. Sehr bekannt in der ganzen Umgebung war Klara Harpmann mit ihrem Eier- und Butterhandel („Flugude“). Hermann Klauber führte eine „Agentur“ in der Judengasse. Und das „Eisnerhaus“ am Schulberg erinnerte daran, dass hier Michael Eisner seine Fleischerei und Gast-

wirtschaft hatte. Eine Gerberei betrieb Michael Winternitz, später Siegfried Mandler. Wer kannte nicht Gschmay Marie, die mit ihrem alten Vater Gebrauchtwagen verkaufte?

Bedeutende Männer

Von 1792 bis 1859 hatte Ronsperg auch eine Jeschiwa, d. h. eine Talmudschule, die der Pflege der Schultradition diente und an der Rabbiner (Prediger und Seelsorger) ausgebildet wurden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Ronsperg Sitz des Kreisrabbiners für den Pilsner und Klattauer Kreis.

Aus Ronsperg kamen im 19. Jahrhundert zwei anerkannte jüdische Theologen. Der Talmudforscher Moses Löw Bloch wurde 1815 in Ronsperg geboren, nach dem Abitur am Gymnasium in Pilsen ging er 1840 an die Jeschiwa in Prag und war dann Rabbiner in verschiedenen Gemeinden in Böhmen und Mähren. 1877 wurde er Professor und Rektor am Rabbinerseminar in Budapest, wo er 1909 starb. Philipp Lederer, geboren 1834 in Ronsperg, war theologischer Schriftsteller und Rabbiner in Marienbad und Gablonz. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Rosenberg, wo er 1906 verstarb.

Meir Lamed, sein ursprünglicher Familienname war Lederer, 1914-1971, wirkte als Historiker an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Er widmete sich vor allem der Geschichte der deutschen und österreichischen Gemeinden.

Unter den Opfern des Naziterrors war Prof. Dr. Emil Starkenstein. Er wurde 1884 in Ronsperg in der Bahnhofstraße 33 (Judengasse) geboren. Während des Ersten Weltkriegs leitete er ein k. u. k. Militärkrankenhaus für infektiöse Krankheiten in Radom, 1929 erhielt er den Lehrstuhl für Pharmakologie und Pharmakognosie an der Deutschen Universität Prag. Seine wissenschaftliche Haupttätigkeit galt den Fragen des Stoffwechsels. So entwickelte er verschiedene, damals sehr bekannte Medikamente: Veramon gegen Schmerzen und Vasanol gegen die Seekrankheit. 1939 wurde er als Nichtarier aus dem Universitätsdienst entlassen. Er emigrierte in die Niederlande. 1941 wurde er im KZ Westerbork interniert und 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert. Schließlich starb er als Opfer des Naziterrors im Alter von 57 Jahren am 6. November 1942 im KZ Mauthausen bei Linz an der Donau.

Der Freundeskreis der „Deutschen Akademie für Naturforscher Leopoldina“ errichtete im Innenhof der Akademie in Halle an der Saale für die durch den Nationalsozialismus getöteten Mitglieder am 1. Oktober 2009 eine Gedenkstele, wo neben acht anderen Namen auch der von Emil Starkenstein zu lesen ist.

Der Friedhof

Ein wertvoller Friedhof liegt nordwestlich der Stadt. Um das Jahr 1611 lebten in Ronsperg etwa 300 Juden. In diese Zeit, wohl bereits vor 1600, fällt die Errichtung des Friedhofs. Der historisch wertvollste Grabstein stammt aus dem Jahr 1634. Es ist der älteste erhaltene Grabstein in der Region Taus-



Domazlice. In Ronsperg war der gemeinsame Friedhof auch für die jüdischen Gemeinden Metzling, Wassersuppen und Haselbach.

Abraham Langschur ließ im Ersten Weltkrieg durch jüdische Flüchtlinge aus Galizien die Gräber registrieren, die Aufschrift von älteren Grabdenkmälern entziffern und instandsetzen.

Auf den Grabsteinen stehen in der hebräischen Inschrift traditionell die Vornamen als jüdische Ruf- oder Kosenamen auf dem Grabdenkmal, der Vatername tritt an die Stelle des Familiennamens. Auf dem Sockel des Grabsteins (Mazewa) findet man in Ronsperg seit Ende des 19. Jahrhunderts auch deutsche Texte. 1929 kam es auf Langschurs Initiative zur Erweiterung des Friedhofs auf das heutige Ausmaß. 1930 beherbergte er rund 600 Gräber. Er wurde bis zum Jahr 1938, bis zum Anschluss des Sudetenlands an das Reich, benutzt. Negativ auf das Schicksal des Friedhofs wirkte sich die Einstellung der Nationalsozialisten und später der Kommunisten aus. Bereits 1939 hat der Arbeitsdienst mit der Zerstörung des Friedhofs begonnen. Für die Fundamente des 1940 neu an der Stelle des Spitals errichteten Gemeindehauses verwendete man Grabsteine aus dem Judenfriedhof. Die Kommunisten dressierten im Friedhof ihre Hunde, bis man es von Prag her verboten hat.

Heute ist der Friedhof Eigentum der Föderation der jüdischen Gemeinden in Tschechien (Sitz in Prag). Bis vor zwei Jahren war der Friedhof nicht zugänglich. Die Feldwege waren umgepflügt worden, es führte kein Weg mehr zum Friedhof. 2006 haben Studenten im Auftrag der jüdischen Gemeinde von Prag begonnen, den Friedhof zu renovieren und die Grabsteine wieder aufzurichten. Jetzt ist dies einigermaßen vollendet. 2012 errichtete man eine Stichstraße vom Ortsrand der Stadt zum Friedhof. Dieser ist nun über einen Seiteneingang zugänglich. Der hebräische Text am steinernen Türsturz lautet: „Wer einen Armen verspottet, erzürnt den, der ihn gemacht hat“ („dessen Schöpfer“: Buch Sprüche 17,5).

Hoch war der Blutzoll, den auch die Ronsperger Judengemeinde dem Rassenwahn Hitlers entrichten musste. An die vierzig jüdische Mitbürger kamen durch den Nationalsozialismus um. Ihre Namen finden wir im Heimatbuch von Ronsperg. Die, welche überlebten, es waren meist die Jüngeren, sind nun in alle Winde verstreut: in den USA, in Australien, England und Israel.

Franz Bauer

Quellen:

Karel Kua: Města a městeka v Cechách na Moravě a ve Slezku , V. Dil, Praha 2002, Seite 267 f.

Rudolf M. Wlaschek: Biographia Judaica Bohemiae, Dortmund 1995

Ronsperg. Ein Buch der Erinnerung, Melsungen 1970

Fiedler-Chvátal: Jüdische Denkmäler im Tauser und Bischofteinitzer Land, Domažlice (Taus) 2012

Auf sudetendeutschen Spuren im Kaukasus

Zum 100. Todestag der ersten Friedensnobelpreisträgerin

In diesem Jahr ist es 125 Jahre her, dass Bertha von Suttner ihr Buch schrieb „Die Waffen nieder“, wofür sie später als erste Frau den Friedensnobelpreis erhielt. Im August gedachten wir auch ihres 100 Todestages. Ein interessanter Abschnitt ihres Lebens sind ihre Jahre, die sie mit ihrem Mann in Georgien verbrachte. Dort begegnete dem aufmerksamen ausländischen Besucher bereits in der Sowjetzeit Interesse für Deutschland. In Gesprächen klang schon vor der Unabhängigkeit des Landes an, was dieses Land deutschen Einflüssen verdankt. Der Schlesier Arthur Leist hat sein Grab auf dem Ehrenfriedhof in Tiflis; der Danziger Gustav Radde war es, der 1867 in der georgischen Hauptstadt das Kaukasische Museum gründete. Aber auch Landsleute der Pragerin Bertha von Suttner aus Böhmen und Mähren sind südlich des Kaukasus in der Erinnerung lebendig geblieben. Schon im 18. Jahrhundert wirkten Patres der böhmischen Kapuzinerprovinz im damals noch von Russland unabhängigen Königreich Georgien. Die Akademie der Wissenschaften in Tiflis arbeitet heute an einer Herausgabe von Quellen aus jener Zeit. Da wird 1765 der Pater Aloysius von Prag genannt, den ein Jahr später der Papst zum Präfekten der ganzen Kaukasus-Mission ernennt. In Dokumenten aus den Jahren 1770 bis 1780 begegnet uns sein Landsmann Pater Alexius aus Reichenberg, über den kaum ein Sudetendeutscher etwas weiß.

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts lebte auch Bertha von Suttner in Georgien, eine geborene Gräfin Kinsky. Sie wurde später mit ihrem Roman „Die Waffen nieder“ und der gleichnamigen pazifistischen Zeitschrift berühmt und erhielt dafür 1905 den Friedensnobelpreis. 1876 hatte sie den sieben Jahre jüngeren Freiherrn Arthur von Suttner geheiratet und war mit ihm nach der Heirat in den Kaukasus geflüchtet, da die Familie Suttner sich gegen diese Ehe gestellt hatte. Wie kam das Paar ausgerechnet auf Georgien?

Bertha hatte die Witwe des Fürsten von Mingrelien, Ekaterina Dadiani, bereits auf einer Kur im Sommer 1864 in Bad Homburg kennen gelernt und war von ihr begeistert: „Das Orientalische, Exotische, vermischt mit dem russisch und pariserisch Westlichen, gewürzt mit Romantik und eingerahmt vom Reichtumsglanz, das übte einen Zauber auf mich aus“, schreibt sie in ihren 1909 erschienenen Memoiren. Da sich Bertha damals in Prinz Heraklius, den Vetter der Fürstin und Offizier des Leibgarde des Zaren, verliebte, studierte sie eifrig die Geschichte Georgiens, einen Heiratsantrag des Prinzen erwartend, der aber nie kam. Nun schrieb sie dreizehn Jahre später 1877 der Fürstin von ihren persönlichen Schwierigkeiten wegen ihrer von der Familie ihres Mannes nicht gebilligten Ehe und erhielt prompt eine telegrafische Einladung nach Georgien. Das Paar fuhr mit dem Schiff donauabwärts bis ins rumänische Galatz, dann mit der Post nach Odessa und von dort mit dem Schiff über das Schwarze Meer nach Batum, wo sie ein Bote der Fürstin empfing. An der Grenze der Provinz Mingrelien erwartete sie der Sohn der Fürstin, der sonst als Adjutant des Zaren in St. Petersburg lebte.

Da die Fürstin bald wieder nach Paris fuhr, lebten die Suttners zunächst in Kutaisi. Arthur von Suttner schrieb Zeitungsartikel über den Kaukasus und schickte sie an verschiedene Zeitungen in Deutschland und Österreich. „War es Neid, war es Nachahmungstrieb? – Ich wollte versuchen, ob ich nicht auch etwas schreiben konnte“, bekennt später Bertha, die so ihre schriftstellerische Laufbahn beginnt. In der „Neuen Illustrierten Zeitung“, der „Gartenlaube“, im „Salon“ und anderen damals bekannten Blättern erscheinen ihre Feuilletons. Später gab sie auch Deutschunterricht, während Arthur vergeblich versuchte, eine landwirtschaftliche Kolonie zu gründen. Nach ihren kurzen Reportagen verfasste Bertha einen ersten Roman „Hanna“. Im Gegensatz zu ihrem Mann hat sie aber in ihre Romane, die in Fortsetzungen in deutschen Illustrierten erschienen, die Umwelt des Kaukasus nicht einbezogen. Ganz anders Arthur, der auch später seine meisten Erzählungen und Romane in Georgien und den Nachbarländern handeln ließ, so „Daredjan – Ein mingrelisches Sittenbild“, „Die Adjaren“, „Die Tscherkessen“, „Kinder des Kaukasus“ u. a..

Für den damals in Tiflis tätigen Belgier Jean Mourier zeichnete Arthur von Suttner verschiedene Bauwerke Georgiens, die dann später in Mouriers Buch „Die Kunst des Kaukasus“ gedruckt wurden. Als 1882 die Fürstin starb, zog das Ehepaar in die Hauptstadt Tiflis, da es mit den Kindern der Fürstin nicht so enge Beziehungen hatte. „Tiflis ist eine halb orientalische, halb westliche Stadt“, notiert Bertha. Hier arbeitete Arthur als Architekt und Designer bei einem französischen Fabrikanten, Bertha schrieb weiter und gab Französisch- und Deutschunterricht. Vor allem mit Fortsetzungsromanen verdiente sie sich das notwendige Geld. Von Georgien aus traten die beiden dem Deutschen Schriftstellerverband in Berlin bei. Mit einem Freund, dem georgischen Journalisten Jonas Meunurgia, versuchten sie auch, das georgische Nationalepos „Der Recke im Tigerfell“ von Schota Rustaveli ins Französische und Deutsche zu übersetzen. Der in Tiflis lebende ungarische Zeichner Graf Michai Zichy sollte dazu die Illustrationen liefern. Zwar schrieb Arthur für eine georgische Zeitung eine Serie über das Epos von hohem wissenschaftlichen Wert und auch einen Artikel für die russische „Iveria“, doch das Unternehmen der Übersetzung blieb leider unvollendet. Erst der Breslauer Arthur Leist gab das Epos erstmals in deutscher Übersetzung heraus. 1885 kehrten schließlich beide Suttners nach Österreich zurück.

Ein anderer Deutscher aus Prag hatte schon vor ihnen im Kaukasus geforscht. Es war der Geograf Friedrich Kolenati, der 1844 den Versuch unternahm, den Kasbek zu besteigen. Von ihm stammt als bleibende wissenschaftliche Leistung die erste Gletscheruntersuchung im Kaukasus. Der 1813 in der böhmischen Hauptstadt Geborene war Assistent der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und wurde 1849 Professor in Brünn. 1864 starb er auf einer Exkursion im Altvatergebirge.

Wie bekannt Böhmen und Mähren auch in kommunistischer Zeit bei jungen Georgiern waren, erfuhr ich bereits im vorigen Jahrhundert 1988 an der Universität in Tiflis. Dort hatte seit 1980 Prof. Dr. Adolf Hampel aus Kleinherrlitz bei Troppau als katholischer Theologe am Lehrstuhl für wissenschaftlichen Atheismus mehrere Studienaufenthalte gehabt und eine Reihe von Gastvorträgen gehalten. Er hatte dabei auch noch den 1985 verstorbenen Ethiker Gela D. Bandzeladze kennengelernt, einen Schulfreund Schewardnadses, der das Buch von Bandzeladze „Über den Begriff der Menschenwürde“ zu drucken erlaubte, um die marode KP Georgiens zu reformieren. Hampel übersetzte dieses Buch, das 1987 deutsch erschien. Der damalige Rektor der Katholischen Universität Eichstätt, Professor Nikolaus Lobkowicz, schrieb darüber in der „Zeitschrift für Politik“, es „verschlägt einem in der Tat fast den Atem; denn der 1998 verstorbene georgische Ethiker Bandzeladze hat eine Grundlegung der Ethik geschrieben, die trotz

häufiger Zitate aus Marx, Engels und Lenin fast allem widerspricht, was der offizielle Marxismus-Leninismus vertritt.“

So hatte der Name Hampel einen guten Klang und ein Besuch mit ihm in Georgien war ein Heimspiel. Deutsche Plakate von Goethe-Aufführungen in Weimar und Berlin an den Wänden der Universitätskorridore zeigten uns, dass wir auf dem richtigen Weg zum Goethe-Kabinett der Staatlichen Universität in Tiflis waren.

Prof. Reso Karalashvili hatte dieses Kabinett mit einer Bibliothek aufgebaut und dazu einen eigenen Goethe-Zirkel ins Leben gerufen. Jeden Donnerstag trafen sich im sowjetischen Tbilissi ein Dutzend georgischer Studenten, um in der Sprache Goethes über den in Frankfurt geborenen Dichterrfürsten zu sprechen. Im März wurden jedes Jahr Goethe-Tage in der georgischen Hauptstadt veranstaltet.

Schnell kamen wir dank der ausgezeichneten Deutschkenntnisse der Germanistik-Studenten in Kontakt und Diskussion. Tabus gab es damals durch Glasnost und Perestrojka nicht mehr, höchstens Schwierigkeiten mit anwesenden DDR-Kollegen, die nicht gerne hörten, wenn die Georgier ganz selbstverständlich vom deutschen Volk, ja von der Einheit der deutschen Nation sprachen. Immer wieder wurde an die Zeiten deutsch-georgischer Begegnung erinnert. Man wusste hier, dass der Schlesier Andreas Gryphius ein Drama über „Catherina von Georgien“ geschrieben hatte und sie als Beispiel „bewehrter Beständigkeit“, als Symbol ihrer Treue zu Volk und Religion, auf die Bühne brachte. Auch den Studenten war bekannt, dass seit 1819 Deutsche in Neu-Tiflis siedelten, das dann bereits 1861 nach Tiflis eingemeindet wurde. Und natürlich wusste man auch, dass Goethe oft in Böhmen war, ja dass ihn dieses Land neben Italien und Weimar am meisten prägte. Zeilen aus der „Marienbader Elegie“ wurden von Studenten zitiert; wir diskutierten über das Buch des Pragers Johannes Urzidil „Goethe in Böhmen“ und „Goethes letzte große Liebe“. Es traf uns schwer, Monate nach der Rückkehr lesen zu müssen, dass Reso Karalashvili erst 48jährig im April 1989 bei einem Besuch in Weimar gestorben war.

Adolf Hampel hat die Kontakte zu Georgien nie abreißen lassen und nicht nur verschiedene Reisegruppen in Georgien begleitet, sondern auch erreicht, dass nach der Unabhängigkeit Georgiens der Künstler Otari Dzischkariani auf dem Heiligenhof eine Ausstellung seiner Gemälde zeigen konnte. Ein weiterer Sudetendeutscher, der langjährige Direktor des Hauses des Deutschen Ostens in München, Dr. Ortfried Kotzian, hat auf mehrwöchigen Aufenthalten in Georgien bei der Neugestaltung der dortigen Lehrpläne für den Deutschunterricht beigetragen.

Rudolf Grulich

Die Kreuzherren mit dem roten Stern

Zur Geschichte eines böhmischen Ritterordens

Viele Touristen bewundern die Kreuzherrenkirche an der Karlsbrücke, deren Kloster seit der Wende wieder im Besitz der Patres aus dem Kreuzherren-Orden ist, der in Böhmen und Mähren zahlreiche inkorporierte Pfarreien besaß.

Wer sind diese Kreuzherren, die im Namen des Ordens noch den Zusatz „Kreuzherren mit dem roten Stern“ tragen?

Kreuzherren heißen verschiedene Kongregationen regulierter Chorherren mit der Augustinerregel, die im Mittelalter entstanden. Heute werden vier Hauptgruppen unterschieden, nämlich die nicht mehr existierenden italienischen Kreuzherren mit einem Hauptkloster in Bologna und über 200 Klöstern und Spitälern in fünf Provinzen. Die Kreuzherren in Belgien und Holland wurden von Theodor von Celles (gest. 1236) gegründet und breiteten sich bald auch in Deutschland aus, wo sie noch heute ein Regionalvikariat in Asbach haben. Der dritte Zweig waren die Kreuzherren mit dem roten Herzen, die man auch polnische Kreuzherren nannte, da sie in Polen und Litauen verbreitet waren. Sie hatten aber bis 1783 auch ein Kloster in Prag.

Der vierte Zweig, die böhmischen Kreuzherren mit dem roten Stern, waren ursprünglich eine Spitalverbrüderung, die von Papst Gregor IX. als selbständiger Orden bestätigt wurde. Der Orden war in Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und Polen verbreitet und wurde später als ritterlicher Orden anerkannt. Gegründet wurde der Orden von der erst 1988 heiliggesprochenen böhmischen Königstochter Agnes, die bei uns als Agnes von Prag, bei den Tschechen als Agnes von Böhmen oder „Anežka česká“ bekannt ist. Agnes stand in Briefwechsel mit der hl. Klara von Assisi und wurde in dem von ihr gestifteten Agnes-Kloster selbst Klarissin. Über die Geschichte des Ordens liegt das grundlegende Werk von Willy Lorenz „Die Kreuzherren mit dem roten Stern“ vor, das 1964 in Königstein vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien herausgegeben wurde und 2004 einen Nachdruck erlebte.

Die hl. Agnes von Böhmen hatte ihre Stiftung reich fundiert. Das erste Kloster war an der Kirche des heiligen Kastulus, später ließen sich die Brüder an der Judith-Brücke nieder und bauten ein Spital mit einer Franziskuskirche. Diese alte Brücke war die Vorgängerin der Karlsbrücke. Der Orden erweiterte sich bald über Böhmen hinaus und gründete Klöster in Mähren, Schlesien und Ungarn. So entstanden Spitälern und Klöster in Mies, Brüx, Leitmeritz, Königsberg und Elbogen, Karlsbad, Schüttenhofen und anderen Orten in Böhmen, in Mähren in Pöltenberg bei Znaim, in Schlesien in Breslau, Schweid-

nitz, Bunzlau und Liegnitz. Klöster und Pfarreien des Ordens gab es auch in Pressburg, Wien und Ofen.

Der Leiter des Ordens trug den Titel Großmeister, die Pröpste waren Commandeure. Es gab im Mittelalter auch Laienbrüder, seit dem 18. Jahrhundert aber waren die Kreuzherren ein Priesterorden. In der Hussitenzeit gingen viele Klöster, Spitäler und Kirchen verloren. In Schlesien verschwand der Orden durch die Säkularisation 1810. Als 1561 nach 140 Jahren bischofsloser Zeit wieder ein Erzbischof in Prag ernannt wurde, war dies der Großmeister der Kreuzherren und Wiener Bischof Anton Brus aus Müglitz. Bis 1668 waren die Erzbischöfe von Prag auch gleichzeitig Großmeister der Kreuzherren. In der Barockzeit erlebte der Orden eine Blütezeit, damals wurde auch die prächtige Stadtkirche St. Magdalena in Karlsbad nach Plänen von Dientzenhofer erbaut. Es gab große Gelehrte im Orden, aber Josefismus und Aufklärung brachten auch Verluste. Unter denen, die den Orden heimlich verließen, ist Charles Sealsfield zu nennen, der als Karl Postl in Südmähren geboren war, später Sekretär des Großmeisters in Prag war und dann nach Amerika verschwand. Erst nach dem Tode des damals als antiösterreichisch bekannten Autors Charles Sealsfield löste sich das Rätsel seines Verschwindens aus Prag.

Nach dem Prager Schematismus zählte der Orden 1938 unter einem Großmeister 61 Priester, davon wirkten 13 außerhalb der Erzdiözese in Mähren und Wien. Es gab acht Kleriker und vier Novizen. Nach dem Münchner Abkommen und der Abtretung des Sudetenlandes wurde in Schlackenwerth ein deutsches Generalvikariat der Erzdiözese Prag eingerichtet, das Prälat Karl Bock leitete. 1940 erschien ein „Schematismus der Geistlichkeit des Generalvikariates Schlackenwerth, des deutschen Anteils der Diözese Prag“. Dort sind bei den Kreuzherren zwölf Priester und ein Novize verzeichnet. Dem Großmeister Josef Vlašak in Prag standen vier deutsche Administratoren zur Seite: Der Erzdechant in Tachau Rudolf Kohl, der Kommandeur und Pfarrer zu St. Bartholomäus in Eger Emmanuel Ratzek, der Kommandeur und Propst in Maria Kulm, Erwin Künzl und der Kommandeur ehrenhalber und Pfarrer in Franzensbad, Friedrich Kindermann.

Nach der Vertreibung suchten andere deutsche Patres des Ordens in Fronhausen an der Lahn einen Neuanfang. Sie übernahmen in dieser Pfarrei der Diözese Fulda die Seelsorge und wollten ein Noviziat aufbauen. Das scheiterte aber, so dass die sudetendeutschen Kreuzherren heute als Orden in Deutschland nicht mehr existent sind und das gleiche Schicksal erlitten wie die vertriebenen Prämonstratenser des Stiftes Tepl und die Zisterzienser von Ossegg, die sudetendeutschen Augustiner und die Redemptoristen der Vizeprovinz Karlsbad, die unter Pater Augustin Reimann bis zu dessen Tode 1970 noch weiter bestand.

Als in der Tschechoslowakei 1950 von den Kommunisten alle Orden verboten wurden, wurden auch die Klöster der Kreuzherren enteignet, die Patres interniert und verfolgt. Nach der Wende im Gefolge der Samtenen Revolution erhielt der Orden seinen Hauptsitz mit dem Kloster und der Kirche an der Karlsbrücke zurück, ebenso die Propstei mit der Wallfahrtskirche Maria Kulm im Egerland.

Rudolf Grulich

Ein Mährer als Indianermissionar des 18. Jahrhunderts

Johann Heckewälders Eltern stammten aus Zauchtel

Das biblische Wort „Der Prophet gilt nichts in seiner Heimat“ trifft auch auf manchen Sudetendeutschen zu, der außerhalb seiner Volksgruppe bekannter ist als bei seinen Landsleuten. So hat die Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Herrnhuter Brüdergemeine „Unitas Fratrum“ den Herrnhuter Missionar in Nordamerika Johann Heckewälder vorgestellt, dessen Eltern aus Zauchtel im Kulmländchen stammen. 1722 hatte der mährische Zimmermann Christian David den ersten Baum zur Anlage der Siedlung Herrnhut in Sachsen gefällt, um hier für aus Mähren geflüchtete und vertriebene Protestanten eine neue Heimat auf den Gütern des Grafen Zinzendorf aufzubauen. „Ohngefähr 1692 bin ich zur Welt gebohren in Mehren in einem Dorf Senftleben, ein Meil von Neytitzschein. Mein Vater ist ein Böhme gewesen, seiner Profession ein Zimmermann. Die Mutter aber deutscher nation“, so beginnt Christian David seine Lebensbeschreibung.

Bis heute trägt die Herrnhuter Brüdergemeine in Übersee im Namen ihre Herkunft aus Mähren, denn in den USA und in Südafrika, auf den Karibischen Inseln und in Mittelamerika gibt es noch immer jene evangelische Glaubensgemeinschaft, die sich im englischen Sprachraum „Moravian Church“, „iglesia morava“ im spanischsprachigen Mittelamerika nennt, eine kleine Gemeinschaft, die in 23 Ländern auf fünf Kontinenten die Lehre und Botschaft Christi verkündet und in Mähren ihren Ausgang nahm: die Unitas Fratrum oder Brüderunität.

Die Brüdergemeine in Herrnhut stand von Anfang an allen Gottsuchern offen, aber durch die ersten Generationen hindurch waren doch die noch in Mähren geborenen Gemeindeglieder prägend. Auch in der Auflage ihres „Gesangbuches der Evangelischen

Brüdergemeine“ begegnen uns mehr als ein Dutzend Liederdichter dieser Herrnhuter Frühzeit, die in Mähren und Schlesien geboren sind. In zwei Bänden hat 1922 zum 200-jährigen Jubiläum der Brüdergemeine Felix Moeschler aus den über 8000 im Unitäts-Archiv in Herrnhut liegenden Lebensläufen die böhmischen, mährischen und schlesischen Exilanten herausgesucht und dabei über 700 solcher Lebensläufe ausgewertet. Noch älter ist ein „Alphabetischer Catalogus aller, in Mähren geborenen und von dort ausgegangenen, sowohl entschlafenen, als noch lebenden Kindern, die außerhalb Mährens geboren sind, in gleichen derer, die von der Gemeinde ab und in das Ihre gegangen.“ Leider ist dieser Katalog sudetendeutscherseits noch nicht voll ausgewertet worden.

Wohl am bedeutendsten ist der Anteil der Mährer an der Heidenmission der Brüdergemeine, denn seit 1732, nur zehn Jahre nach der Gründung Herrnhuts, zogen Missionare aus Herrnhut buchstäblich in alle Welt: zu Lappen, und Türken, nach Grönland, Südafrika und in die Karibische See, zu Hottentotten, Indianern, Eskimos und den Buschnegern Guayanas, 1739 gab es schon „Gemeinen und Diener zu Herrnhut / Herrnhag / Herrndeik / Pilgerruh / Ebbersdorff / Jena / Amsterdam / Rotterdam / London / Oxford / Berlin / Grönland / St. Crux / St. Thomas / St. Jean / Berbice / Palestina / Surinam / Savanna in Georgien / bei den Mohren in Carolina / bei den Wilden in Yrene / in Pensylvanien / unter den Hottentotten / in Guinea / in Letten und Esten / Lithauen / Rußland / am Weissen Meer / Lappland / Norwegen / in der Schweiz / Man / Hitland / im Gefängnis / auf der Pilgerschaft nach Ceylon / Äthiopien / Persien / auf der Visitation bey den Boten der Heyden / und sonst zu Land und See.“ Überall in diesen Gebieten waren Mährer vertreten. Viele wurden von den Strapazen dahingerafft, starben an Fieber und an Entbehrungen. Zinzendorf dichtete damals das Lied: „Aus unserer ersten Tränensaat ist die Gemein‘ entstanden“, wo es in der zweiten Strophe heißt: „Es fielen zehn in Mohrenland, als wären sie verloren. Auf ihren Beeten aber stand: Das ist die Saat der Mohren.“

Graf Zinzendorf stellte seinen Mährern selbst das schönste Zeugnis aus: Als er 1738 Westindien besuchte, stand er beim Einlaufen des Schiffes in den Hafen mit seinen Begleitern bang an der Reling des Schiffes und fragte, was wäre, wenn schon wieder einige Missionare weggestorben seien. „Dann sind wir doch da!“ erhielt der fromme Graf zur Antwort, worauf er seine berühmten und fast prophetischen Worte sprach: „Gens aeterna, ein unvergängliches Geschlecht, diese Mähren.“

Zu ihnen gehörte auch Johann Heckewälder, der „als Ethnologe, Geograph, Diplomat und Historiker Spuren hinterlassen hat, denen nachzugehen sich lohnt.“ Dies tut sein Biograph Johannes Müri, der

1995 bei der Evang.-theol. Prüfungskommission des Schweizer Kantons Bern eine kirchengeschichtliche Akzessarbeit einreichte, „Auf gemeinsamen Pfaden unterwegs: Herrnhuter Missionare bei den Indianern in Nordamerika“, aus der er den Teil über Heckewälder in „Unitas Fratrum“ veröffentlichte.

Die Eltern Heckewälders waren in Zauchtel im Kuhländchen geboren und 1722 nach Herrnhut emigriert. 1742 zogen sie im Dienste der Brüdergemeine nach England, wo Johann Gottlieb Ernst am 12. März 1743 in Bedford geboren wurde. Erzogen wurde er in den Kinderanstalten Buttermoore und Fulnek bei Leeds. Der Name der Siedlung Fulnek zeigt, dass die Auswanderer ihre mährische Heimat nicht vergessen hatten. 1754 traf Heckewälder am 11. März in London mit Graf Zinzendorf zusammen, der ihn segnete. Am nächsten Tag begann die Überfahrt nach Amerika, wo der Junge in Bethlehem in Pennsylvanien seine weitere Ausbildung erhielt. 1762 nimmt er an einem ersten Missionsunternehmen teil, und zwar am Tuscarawas River in Ohio. Bei den Delaware-Indianern erhielt er den indianischen Namen Piselatulpe (Schildkröte). Das erfolglose Unternehmen stürzt ihn in eine Krise, in der er die Herrnhuter verlassen und nach Europa zurückkehren will. Doch er bleibt und wird Gehilfe von David Zeisberger in Friedensstadt, heute Lawrence County in Pennsylvanien. Auch Zeisberger stammte aus Zauchtel und war einer der größten Herrnhuter Missionare in Amerika. Weitere Arbeitsstationen sind Schönbrunn in Ohio und Lichtenau. 1778 wird Heckewälder in Lititz (Pa) zum Diakon ordiniert. Auf der Rückreise gelingt es ihm in einem lebensgefährlichen Auftrag der Behörden von Pittsburg, die Delaware vom Krieg gegen die Engländer abzuhalten. In Salem, wo er später tätig ist, heiratet er Sara Ohneberg, dann muss er erleben, wie seine Indianergemeinde im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gewaltsam deportiert wird. Auch nach dem Krieg gibt es weiter Probleme mit dem Land. Seit 1792 ist Heckewälder Beauftragter der Vereinigten Staaten und verhandelt mit verschiedenen Indianerstämmen. 1810 tritt er in Bethlehem in den Ruhestand und stirbt dort am 31. Januar 1823.

Heckewälder knüpfte in seinen Missionen positiv an den Glauben der Indianer an den Gott an, der Erde, Menschen und Tiere geschaffen hat. Er verlangte, dass alle Indianerbeauftragten „einen ehrlichen, moralischen und religiösen Charakter haben, damit sie den Indianern ein gutes Beispiel geben“. Gegen Ende seines Lebens fasste Heckewälder seine profunden Kenntnisse der Indianer in dem Buch „Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften“ zusammen, das englisch 1819 in Philadelphia und deutsch 1821 in Göttingen erschien.

Rudolf Grulich

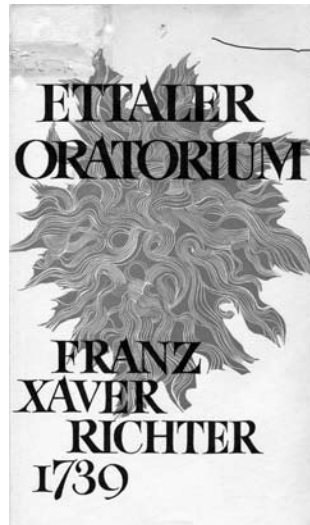
Ein mährischer Musiker und das oberbayerische Ettal

Vor 275 Jahren schrieb
Franz Xaver Richter das Ettaler
Oratorium

Er gilt als Mannheimer, d. h. als Mitglied des Mannheimer Hoforchesters, das unter Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz „der anerkannt beste Klangkörper Europas“ war. In Mannheim bildete sich damals ein neuer kompositorischer Musikstil heraus und es entstanden die Grundlagen, auf denen die nächste Generation der Wiener Klassiker wie Haydn, Mozart und Beethoven aufbauten. Wir sprechen von Franz Xaver Richter,

der ebenso wie andere große „Mannheimer“ aus den Ländern der böhmischen Krone stammte, nämlich aus Holleschau in Mähren. Ein berühmter Kollege war Wenzel Stamitz aus Deutschbrod. Der 1709 geborene Richter erfuhr seine musikalische Ausbildung in Wien, war dann einige Zeit in Venedig und Mailand tätig und kam 1737 an die Ritterakademie im berühmten Kloster Ettal. Hier schuf er ein Oratorium, das lange verschollen war. Es besteht aus zwei Teilen, die vor 275 Jahren am Karfreitag und Karsamstag des Jahres 1739 uraufgeführt wurden. Der Komponist ging dann 1740 für sieben Jahre als Vizekapellmeister zum Fürstabt in die Reichsabtei Kempten und 1747 an den Hof des Kurfürsten nach Mannheim. Dort erlaubte ihm der Kurfürst Studienreisen ins Ausland, so dass Richter einige seiner Werke auch in Paris, Amsterdam und London aufführen konnte. In Straßburg war Richter seit 1769 Domkapellmeister bis zu seinem Tode 1789.

Das Ettaler Oratorium habe unverkennbar Einflüsse aus der Venezianischen Schule, schreibt der Dirigent und Musikwissenschaftler Karl Haussner. Die Arien sind abgestimmt auf die vier „handelnden Personen: Christus (Bass), Peccator-Justus (Sünder-Gerechter, Tenor), Angelus (Engel, Alt) und Anima (Seele, Sopran)“. Sie erhalten in beiden Teilen je eine Solo-Nummer. Haussner lobt die „besonders eindrucksvollen und mit leidenschaftlich dramatischem Ausdruck erfüllten Christus-Arien.“ Den lateinischen Text hat der in Böhmen geborene P. Angelus Waldstein aus dem Ettaler Kloster in eine musikgerechte deutsche Übertragung gebracht. Das Oratorium wurde zum



Abschluss der Ettaler Kirchenrestaurierung am 28. und 29. Oktober 1968 in der Klosterkirche wieder aufgeführt und „sollte durch seinen Namen *Ettaler Oratorium* etwas von der Geschichte, der Bedeutung und der Schönheit der Benediktinerabtei Ettal weitertragen.“ So schrieb die damalige Geschäftsführerin des Adalbert-Stifter-Vereins, Johanna Baronin Herzogenberg. Unter der Leitung von Karl Haussner veranstaltete 1969 anlässlich des Sudetendeutschen Tages der Adalbert-Stifter-Verein eine Aufführung in der Gustav-Adolf-Kirche in Nürnberg-Lichtenhof. Dazu erschien ein Programmheft mit Beiträgen von Karl Haussner, Heinrich Simbriger, P. Angelus Waldstein und Johanna Baronin Herzogenberg sowie dem lateinischen Text und der deutschen Übersetzung.

Rudolf Grulich

Von Frankfurt nach Pressburg: Die Slowakei ehrt Moses Schreiber

Wie die Sudetendeutschen haben auch die Karpatendeutschen und andere Ostdeutsche zu wenig ihrer deutschsprachigen jüdischen Mitbürger gedacht. Aber so wie die Tschechen mit einer Gedenktafel in Prossnitz an den Philosophen Edmund Husserl und mit Briefmarken an mährische Komponisten wie Wenzel Stamitz erinnern oder die Polen an die Europapatronin Edith Stein, tun dies auch die Slowaken für den großen Talmud-Gelehrten Moses Schreiber. Zu seinem 250 Geburtstag erschien 2012 eine Sonderbriefmarke der slowakischen Post und außerdem wurde von der Nationalbank eine Zehn-Euro-Gedenkmünze herausgegeben. Die Randschrift auf der Silbermünze weist auf seine Bedeutung hin: Rabin-Učeneč-Sudca-Učitel (Rabbiner-Gelehrter-Richter-Lehrer). Sein Grab in Pressburg ist bis heute eine Pilgerstätte für Juden aus vielen Teilen der Welt. Den meisten Pressburg-Touristen ist es unbekannt.

Sein Name war eigentlich Moses oder Moshe Schreiber, bekannt wurde er als Chatam Sofer, wobei Sofer die hebräische Übersetzung des Wortes Schreiber ist und Chatam ein sogenanntes Akronym, ein aus den Anfangsbuchstaben gebildetes Wort für „Einsichten in die Thora des Moses“.

Der unter diesem Namen heute bekannte Sofer wurde 1762 in Frankfurt geboren und starb 1839, also vor 175 Jahren in Pressburg, das er zu einem Zentrum des orthodoxen Judentums machte. Adolf Brüll, ein mährischer Jude, der als Rabbiner in Frankfurt wirkte, würdigte ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie (ADB) 1892 in Band 34, Carsten Wilke 118 Jahre später in der Neuen Deutschen Bio-

graphie (NDB). Wir finden ihn im Österreichischen Biographischen Lexikon (OBL) ebenso wie in der Encyclopedia Judaica und im Lexikon des Judentums, aber nicht in ostdeutschen und karpatendeutschen Biographien.

Der Vater war Ladenhändler in Frankfurt, als Moshe 1762 geboren wurde. Die Mutter Reisel war die Tochter des Kabbalisten Elchanan. Unter den Vorfahren waren Gemeindeschreiber der Frankfurter Juden und Landesrabbiner für Hessen-Darmstadt. Der junge Sofer besuchte die Talmudhochschulen in Frankfurt und Mainz und war ein Schüler des Oberrabbiners Pinchas Horowitz und des Kabbalisten Nathan Adler. Diese beiden Lehrer zeigen wie auch das Leben Sofers die europäische Weite des deutschen Judentums. Pinchas Horowitz stammte aus dem damals polnischen Czortkow, heute Tschortkiw in der Ukraine, und starb als Rabbiner in Frankfurt. Sein Bruder Samuel amtierte als Rabbiner zunächst in galizischen Gemeinden und war später in Nikolsburg Vorsitzender des dortigen Gerichtshofes und Landesrabbiner von Mähren. Nathan Adler wurde in Frankfurt geboren und leitete eine eigene Jeschiva, eine Talmudhochschule. Als Begründer einer westjüdisch-chassidischen Richtung (der Frankfurter Chassidim) machte er sich Feinde unter den Reformjuden und ging deshalb 1782 als Rabbiner ins mährische Boskowitz, wohin ihm sein Schüler Moshe Sofer nachfolgte. Während Adler später nach Frankfurt zurückkehrte, blieb Sofer in Mähren, und zwar in Prossnitz, wo er seine Talmudstudien weiterbetrieb und die Witwe Sarah Jernitz heiratete. Da ihn sein Schwager nicht mehr unterstützte, ging er als Rabbiner zunächst nach Straßnitz und später nach Mattersdorf im damals noch ungarischen Burgenland. 1806 wurde er zum Oberrabbiner in Pressburg berufen. Dort heiratete er nach dem Tode seiner Frau die verwitwete Tochter des Rabbi Akiba Eger aus Posen. Dieser Rabbi Akiba stammte aus Eisenstadt und war „die größte talmudische Autorität seiner Zeit“.

In Pressburg blieb Sofer bis zu seinem Tode. Obwohl er nie nach Frankfurt zurückkehrte, unterschrieb er oft als „Moses aus Frankfurt am Main“, auch als „Moshe ha-katan (Moses der Kleine) aus Frankfurt“. „Sofer war eine bedeutende Capacität, der den Talmud in allen seinen Theilen beherrschte und einer der letzten Vertreter des altrabbinischen Judenthumes“, schreibt Brüll über ihn. Seine Jeschiwa bildete viele Rabbiner aus, die dieses Wissen einer der bedeutendsten jüdischen Lehranstalten weitergaben, da Sofers Sohn und Enkel ihm als Rabbiner in Pressburg und Jeschiwa-Vorsteher nachfolgten. Eine 1879 in Wien gedruckte Biographie des Rabbi Moses Sofer aus Frankfurt am Main, weiland Großrabbiners von Preßburg aus der Feder von M. Herzfeld informiert uns über die Leistungen Sofers, auch die he-

bräische „Biographie des weltberühmten Mannes und Zierde seines Stammes Rabbi Moses Sofer“ von L. Landsberg.

Sein Sohn und Nachfolger Awraham Schmuel Benjamin Sofer wurde 1815 in Pressburg geboren, wo er als Rabbiner und Vorsteher der Jeschiwa 1871 starb. Er wird als „Führungsfigur des ungarischen Judentums“ bezeichnet. Wie sein Vater wird er akronymisch nach seinem Hauptwerk als „Ktaw Sofer“ benannt. Einer seiner Schüler war Joseph Chaim Sonnenfeld, der als Antizionist 1932 in Jerusalem starb. Der Sohn von Ktaw Sofer und Enkel von Chatam Sofer, nämlich Simcha Bunim Sofer, führte die Jeschiwa in Pressburg weiter. Sein Bruder Shimon war Rabbiner in Erlau und wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Ein weiterer Sohn, der Enkel Shimons führt die Arbeit seines Pressburger Vorfahren Chatam in den USA und in Israel als „Heilige Gemeinde Ktaw Sofer“ weiter.

In orthodoxen jüdischen Kreisen ist das Grab Chatam Sofers in Pressburg eine Wallfahrtsstätte und wird als „Chatam Sofer Memorial“ oder „Chatam Sofer Mausoleum“ auch von slowakischen Reiseunternehmen vermarktet. Nach der Teilung der ČSFR brachte 1992 die Hamburger *Zeit* eine Reportage von Dagmar Wienand *Im Untergrund*. Pressburg: „Das Mausoleum des Rabbi Chatam Sofer liegt unter der lautesten Straße der Stadt.“ Gemeint ist der General-Ludvik-Svoboda-Kai, wo 1942 der jüdische Friedhof zerstört wurde, um im Rahmen eines Tunnelbaus die Straße zu heben. Nur das Mausoleum blieb unterirdisch erhalten.

Rudolf Grulich

Tag der offenen Tür

Für den **Samstag, den 11. Oktober 2014** möchten wir um **14.00 Uhr** zu einem Tag der offenen Tür im **Haus Königstein, Geiß-Nidda** einladen. Thema: *Das Deutschtum und die Juden im Osten*

Julia Nagel wird uns an diesen Nachmittag aus ihrem Studienggebiet Judaistik berichten.

Außerdem bieten wir am **8. und 22. November von 10.00 bis 16.00 Uhr** einen **Hebräisch-Kurs für Heimatforscher an**. Wir tun dies, weil in der alten Heimat viele tschechische Kreise die Juden im Sudetenland „neu entdecken“.

Wir wollen an den beiden Tagen eine Einführung geben, damit unsere Landsleute die alten Judenfriedhöfe in Böhmen und Mähren mit ihren hebräischen und jiddischen Inschriften besser verstehen.

Diese Veranstaltung findet gemeinsam mit der Katholischen Erwachsenenbildung Nidda-Ranstadt-Stockheim statt.

Gedanken zum Buchtitel „...angekommen!“

von Horst W. Gömpel und Marlene Gömpel (2014)

In der ersten Hälfte des Jahres 2014 wurde in Bezug auf die Dokumentation von Vertreibungs- und Zeitzeugenberichten ein weiteres Werk veröffentlicht: „...angekommen!“ von Ehepaar Horst W. und Marlene Gömpel.

Beachten sollte man vor allem den Untertitel: „Vertrieben aus dem Sudetenland. Aufgenommen in Nordhessen. Vereint in der Europäischen Union“.

Dies zeigt dem Leser, dass die Autoren weitergedacht haben und nicht bei der Vertreibung stehengeblieben sind. Gleichzeitig regt der Titel aber auch zum Nachdenken an; macht man sich nämlich zunächst keine Gedanken über die gewählten Worte – oder hat man möglicherweise keine näheren Kenntnisse vom Thema, dann klingen diese Zeilen befremdlich. Immerhin wurden insgesamt 19.297 Personen (und laut diesem Buch: nur!) aus dem Sudetenland nach Nordhessen in die Altkreise Fritzlar-Homberg, Melsungen und Ziegenhain gewaltsam vertrieben. Hinter Vertreibung – das wissen wir nicht nur aus vorliegendem Buch – steckt weitaus mehr! Die angestammte Heimat, also Haus und Hof verlassen müssen und noch dazu Abschied nehmen zu müssen von Freunden und Bekannten, womöglich für lange Zeit oder sogar für immer. Gerade die Ältesten der Vertriebenen hatten schwer damit zu kämpfen und wie oft starben gerade die, die sich alles in der alten Heimat aufgebaut hatten, recht bald nach der Ankunft in der neuen Heimat. Das konstatierten Pfarrer schon in den 50er Jahren.

Die Vertriebenen mussten natürlich aufgenommen werden – in dem vorliegenden Werk wird die Ankunft in Nordhessen anhand von sehr eindeutigen Zeitzeugenberichten geschildert. Eine Nation, die ohnehin schon sprichwörtlich „am Boden lag“, sollte auch noch mehrere Millionen Deutsche aus den Ostgebieten aufnehmen. Dabei hatten die Menschen im Reich weitaus andere Probleme, glich das Land doch in jeder Hinsicht einem Trümmerhaufen. Dennoch gelang es gerade in Hessen, die Vertriebenen einzugliedern. Vielleicht war es ein glücklicher Zufall, dass 1946 das Land Hessen aus dem vormaligen Groß-Hessen (der Vereinigung der Provinz Hessen-Nassau und dem Volksstaat Hessen-Darmstadt) aus der Taufe gehoben worden war, und sich dadurch auch die „Hessen“ selbst neu zu ordnen und „anzugleichen“ hatten. Die hessische Politik, gerade unter Ministerpräsident Georg August Zinn, verstand die Zeichen der Zeit sehr wohl und ließ sich einiges einfallen, um die Integration der einzelnen Bevölkerungsgruppen – ob Hessen selbst oder Vertriebene – zu for-

cieren. Zunächst wurde der Hessenplan 1951 (auch als Landesentwicklungsplan bekannt) ins Leben gerufen. Er hatte vor allem soziale und wirtschaftliche Absichten im Sinn. Gezielt wollte man (unter anderem) die Vertriebenen mit ihren beruflichen Kompetenzen, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, im Land Hessen verteilen. Umsiedlungen innerhalb des Landes waren zwar die Folge, waren aber sowohl für die Gesellschaft wie für die Wirtschaft meistens gleichermaßen von Vorteil.

Auch die Eingliederung in gesellschaftlicher Hinsicht sollte nicht fehlen: 1961 wurde von Ministerpräsident Zinn der Hessestag als jährliches „Fest der Hessen“ eingeführt. Hier wurde der Schwerpunkt auf die Kultur der einzelnen hessischen Regionen gelegt. Jedes Gebiet sollte sich gemäß seiner Bräuche präsentieren – ob mit Trachten, Tänzen oder ähnlichem. Natürlich hat der Hessestag heute andere Dimensionen erreicht, längst liegen seine Akzente weniger auf der Pflege von Traditionen denn auf Unterhaltung im heutigen Sinn. Doch ursprünglich sollte dieses jährlich stattfindende Großereignis das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Hessen unterschiedlichster Herkunft fördern.

Und nun, nachdem man auf ereignisreiche Jahre nach der Vertreibung und Ankunft zurückblickt, die keinesfalls immer leicht waren – wie ging es weiter? Ja, vereint in der Europäischen Union, das sind wir – beide Staaten, Tschechien (seit 1. Mai 2004) und Deutschland (als Mit-Gründerstaat 1951 der Urzelle der heutigen EU, der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl - Montanunion).

Aber die Vertreibung vergessen – das wird wohl keiner können, vor allem nicht die Erlebnisgeneration der Vertriebenen. Aus diesem Grund ist es sehr gut, dass es Menschen gibt, die um die Dokumentation und die Aufarbeitung der einzelnen Schicksale bemüht sind, damit selbst die „kleinsten“ Schicksale nicht vergessen werden! Gerade wir Jüngeren aus der zweiten und dritten Generation, die bereits in der neuen Heimat geboren worden sind, sollten uns nach Kräften darum bemühen, dass die Erlebnisse der Vertreibung unserer Eltern und Großeltern nicht vergessen werden. Wir sind es unseren Vorfahren schuldig, die in der alten Heimat Haus und Hof aufgebaut haben und in der neuen Heimat bei Null anfangen mussten. Heute können die Enkel die Berufe erlernen, die sie möchten. Oftmals besitzen die Familien ein Haus, das unter größten Anstrengungen schon wenige Jahre nach der Ankunft erbaut wurde. Heute können wir ohne Sorge leben. Das sollten wir in dankbarer Erinnerung behalten.

Julia Nagel

Unser Bücherangebot

Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. (= Kirche und Heimat 5). 112 Seiten, EUR 7,80.

Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau**. 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei**. 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn**. Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz**. 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.